

bunden ist mit einer stark verallgemeinernden und übertreibenden Ausdrucksweise. So hätten zum Beispiel die 144 000, „die sich mit Weibern nicht befleckt haben“ (14,4) klarer als jene gedeutet werden müssen, die sich mit Götzendienst nicht befleckt haben. Ist bei der Erwähnung, daß Christus „die Schlüssel des Todes und der Unterwelt“ besitzt, wirklich „Bezug genommen“ auf die urchristliche Glaubenswahrheit „Abgestiegen zu der Hölle“ (S. 72)? Im Anschluß an 1,14 von den Füßen Jesu zu sagen, daß sie „sich um der Erlösung der Menschen willen förmlich heißgelaufen“ haben (S. 73), zeugt mehr von Phantasie als von Exegese. Es bleibt aber zu hoffen, daß die Leser dieses Buches trotzdem die guten Seiten dieses Kommentars erkennen und mehr Verständnis bekommen für das Evangelium der Johannesapokalypse. H. Honermann

BENZ, Franz: *Seelsorge in einer pluralistischen Gesellschaft*. Freiburg 1967: Verlag Herder. 150 S. kart. DM 10,80.

Der Vf., der durch mehrere Aufsätze zur Gemeindepastoral in der Tübinger theologischen Quartalschrift und durch eine sehr informative Arbeit über „Missionarische Seelsorge“ in Frankreich bekannt ist, nimmt hier einige seiner früheren Gedankengänge wieder auf und erweitert sie zu einer systematischen Arbeit. Er vergleicht die allgemeine Lage und die Situation der Kirche in der geschlossenen christlichen Gesellschaft mit der heutigen Zeit und stellt dar, wie die Seelsorge früheren Typs in ihren Merkmalen von der früheren Situation geprägt wurde und dieser Situation gerecht werden konnte. Der Mensch lebte früher im allgemeinen an einem Ort, dieser Lebensbereich war eine Welt für sich, diese war religiös geprägt, und die religiöse Praxis war allgemein. Daher mußte die Seelsorge pfarrlich sein, sie brauchte nicht funktional zu sein und die überpfarrlichen Faktoren nicht zu beachten. Heute ist die Lage anders, folglich muß auch die Seelsorge anders sein. Das ist ein fruchtbarer Ansatz, und aus diesem Ansatz heraus entwickelt Benz eine Reihe höchst beachtlicher Gedanken. Aber es sind doch manche Einschränkungen zu machen. So ist die Beurteilung der heutigen (gewiß nicht leichten) Situation nicht ausgewogen genug und zu sehr an früheren Leitbildern orientiert (man vergleiche demgegenüber die recht gut gelungene Skizze einer Zeitdiagnose in „Gaudium et spes“). War frühere Seelsorge wirklich personal (32), oder hatte sie nicht zuerst die Einpassung in die vorhandenen Institutionen zum Ziel? War die frühere Gesellschaft homogen (36,41), während die heutige schlechthin zerrissen ist — gibt es nicht heute Tendenzen ganz gegenteiliger Richtung, z. B. eine viel größere vertikale Mobilität, das Bestreben zur Verringerung der Standesunterschiede? War der Mensch früher weniger von Umweltfaktoren abhängig als heute (42 f) — man denke an die mittelalterliche Ständeordnung und demgegenüber an die heutige, wenigstens theoretisch bejahte, Freiheit in Berufswahl und Gattenwahl. Zu den Feststellungen, die der Vf. in seiner Diagnose macht (und die Richtiges enthalten), gibt es auch Gegengewichte, die er vernachlässigt. Kritisch wäre auch das Kernstück, seine Milieutheologie, zu sichten, was hier nicht geschehen kann. Benz rückt Kirchlichkeit und Heil näher aneinander (z. B. 77, 81, 82, 101), als das z. B. „Gaudium et spes“ Nr. 22 und das Missionsdekret Nr. 7 tun. Die Folge ist, daß er die Funktion einer Kirche in der Diaspora zum Heil aller nicht in den Griff bekommt, wie sie z. B. in „Lumen gentium“ Nr. 1 und 9 sehr bedeutsam beschrieben wird. Die Folge: das „Prinzip Milieu“ in einer Ausprägung, die nicht ungeteilte Zustimmung finden dürfte. Nichts gegen Beachtung des Milieus, das ist einfach Bestandteil realistischer Seelsorge. Aber der theologische Kontext muß geklärt sein, und dies scheint hier nicht gelungen. Am Beispiel des Buches wird jedenfalls deutlich, daß Seelsorgskonzeptionen eine Frage der Theologie sind. Hier gibt das Buch trotz vieler begrüßenswerter Anregungen (z. B. über die Plazierung von Pfarreien, 60—68; die Seelsorgskoordination, 104—25) nicht das, was man von ihm erhofft und was nötig wäre. Gelegentlich (z. B. 47, 48, 65, 70, 101) wird ein Wortschatz verwendet, der einer Funktionsstrategie besser anstünde als dem Reden eines Dieners am Wort Gottes und am Heil der Menschen. P. Lippert

LEPP, Ignace: *Der Lebensstil des Intellektuellen*. Würzburg 1966: Verlag Arena. 184. S. Ln. DM 14,80.

„Dieses Buch möchte dem geistig Tätigen ... ein praktischer Führer sein“ (S. 7). Praktisch kann dieses Buch vor allem deswegen sein, weil der Verfasser aus einer reichen psychotherapeutischen Erfahrung spricht. Der Vorteil dieses Buches liegt besonders in der Vielfalt der konkreten Ratschläge: zur Ausbildung, zur Methode schriftstellerischer Arbeit, brauchbare charakterologische Hinweise für die Berufswahl, Fragen der menschlichen Beziehungen, der körperlichen Gesundheit, der seelischen Ausgeglichenheit, des Glaubens usw. Das Buch stellt keine hohen Ansprüche, zeigt sich aber in manchen Punkten doch zu oberflächlich und zu einseitig. In dem Kapitel über die intellektuelle Frau wird zwar mit Recht die Gleichwertigkeit der Frau betont, aber ihre Andersartigkeit sollte man dabei nicht zu sehr in den Hintergrund treten lassen. „Der einzige Maßstab für die Auswahl“ des Lesestoffes junger Intellektueller „muß, besonders bei der schöngeistigen Literatur, ihr künstlerischer Wert sein“ (S. 35). Ob man nicht doch auch auf den Inhalt achten sollte? Während

diejenigen, die wenig lesen, leichtfertig als Pathologen hingestellt werden (S. 34 f), wird keineswegs auf die Gefahr hingewiesen, daß ein zu vieles Lesen zu geistiger Verflachung und Unselbständigkeit führen kann.

Das Buch kritisiert mit Recht das Ungenügen einer neoscholastischen Theologie (S. 179). Aber es dürfte inzwischen wohl bekannt sein, daß dies nicht mehr die einzige Form heutiger katholischer Theologie ist. Übertreibungen dienen nicht immer der Sache, so zum Beispiel auch nicht, wenn man schreibt: „Auch die Lehrer der christlichen Askese räumen langsam ein, daß es keineswegs unentbehrlich ist, den Körper zu versklaven, wenn man ein intensives geistliches Leben führen will“ (S. 90).

Wer es aber versteht, über solche einseitigen Übertreibungen hinwegzusehen und das Buch kritisch liest, wird dennoch aus den zahlreichen praktischen Ratschlägen Nutzen ziehen können. H. Honermann

BETZ, Otto: *Die Welt meditieren*. Texte für ein Jahr. Reihe: „Pfeiffer-Werkbuch“ Nr. 50. München 1966: Verlag J. Pfeiffer. 208 S. kart. DM 9,80. Ln. DM 12,80.

Eine Schule des Betens, in der vom Gebet nicht gesprochen wird.

Man kann eine neue Sprache auf zwei Wegen lernen: mit grammatischer Durchdringung oder intuitiver Aufnahme. Dieses Buch geht für ein neues Sprechen mit Gott den zweiten Weg. Es ist ein Übungsbuch. Wer es benutzt, wird erfahren, daß Beten nicht ein Aufstieg ist von der Materie zum Geist, vom Leib zur Seele, von der Welt zu Gott. „Die Welt meditieren“ kommt einem Abstieg gleich. Geistiges neigt sich herunter, „steigt herab“, begibt sich in Stoffliches hinein, assimiliert es, erhebt dieses auf eine neue Ebene, formt es zum Ausdruck, und Geistiges wird — sichtbar. Die Welt wird transparent für den, der es lernt, „in das jeweilige Tun, und sei es das profanste, wirklich ‚einzusteigen‘“. Der Beter ist damit nicht auf dem kürzesten Weg zu Gott. Aber er ist auf dem Weg Gottes zu uns durch den Nächsten und das Nächste.

So führen diese zwölf mal zwölf Texte meist zeitgenössischer Dichter und Philosophen, Wissenschaftler und Publizisten — gesammelt und zusammengestellt als Meditationstexte — zuerst einmal in die eigene Tiefe. Sie stehen in irgendeiner Beziehung zu unserer psychischen Situation, sie greifen die Fragen auf, die uns beschäftigen, sie werfen Licht in solche Bereiche, die uns dunkel sind. In ihnen werden wir betroffen von der Geheimnishaftigkeit der Welt.

Im erklärenden Vorwort zur „welthaften Meditation“ legt der Herausgeber seine eigenen Erfahrungen als nachvollziehbaren Weg zum Glauben und Beten dar. Die religiöse Erziehung ist oft von der weltlichen Wirklichkeit abgesetzt. „Wir wollen beten bevor wir sprechen gelernt haben, wir wollen glauben bevor wir erfahren haben, was leben ist. Wir brauchen für unser Christsein mehr Weltlichkeit, mehr Menschlichkeit, mehr Leiblichkeit.“ Jeder kennt Widerfahrnisse in seinem Leben, die in der eigenen Erinnerung andauern. Es können Begegnungen sein mit der Natur, mit Musik, Farbe, mit Bildern und Filmen, mit Menschen. Meditation beginnt bei den Sinnen. O. Betz hat uns hier den Dienst geleistet, aus dem Schrifttum Stoff der Begegnung aufzubauen, in dem wir uns auf uns selbst und die Welt einlassen können. Es ist ein Weg, der uns heute gemäß ist, zur Wirklichkeit Gottes zu kommen.

Die Angaben im Quellenverzeichnis dienen nicht nur dem Beleg. Sie können Aufforderung sein, in diesen Büchern selbst und darüber hinaus im eigenen Leben nach dem Abstieg Gottes durch die Welt zu suchen und ihn zu schauen.

Eine Art des Betens — allein oder gemeinsam —, die Schule machen sollte. G. Chiarego

REGAMEY, P. R.: *Gewaltlosigkeit*. Wien 1966: Verlag Herold. 260 S. Ln. DM 29,80.

Die Meinung ist wohl vorherrschend, daß Gewaltlosigkeit ein Instrument politischer Taktik ist, eine Art Erpressung aus der Position des Schwächeren, die aber nur bei einem kultivierten Gegner ohne absolutistische Ideologie Aussicht auf Erfolg hat. Aus der Sicht des Europäers ist die Befreiung Indiens durch Gandhi das klassische Beispiel. Aber der französische Dominikaner Régamey, der in Deutschland durch sein Buch „Wiederentdeckung des Fastens“ schon bekannt ist, hat hier keine Studie über die Taktik politischer Aktionen vorgelegt, sondern ein fast asketisches Buch. Es ist eine seltsame Entdeckung, die kränkelnde Tugend der Sanftmut in der eher explosiv wirkenden Gewaltlosigkeit zu finden. Denn Gewaltlosigkeit ist beinahe das Gegenteil von Widerstandslosigkeit, mit der man die Sanftmut eher identifizieren würde. Für einen europäischen Christen mag es schon ein wenig beschämend sein, sich von dem „Heiden“ Gandhi sagen lassen zu müssen, daß die Europäer weniger die seelischen Voraussetzungen für diese Tugend besitzen, aber eine Neubesinnung wäre doch vonnöten, da doch Sanftmut ein wesentlicher Charakterzug Christi ist und des Christen sein sollte. Die Übereinstimmung der Ideen Gandhis mit den Forderungen der Bergpredigt ist nicht zufällig, der indische Philosoph und Politiker ist nach eigener Aussage von den Ideen der Bibel mitgeprägt worden. Diese Beinhaltung der „satyagraha“, der Festigkeit in der Wahrheit, die auf jeden aggressiven Gedanken verzichtet, keinerlei Zwang ausübt.